

hielten, erlauben einen nur sehr fragmentarischen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der antiken Wissenschaft. Die orientalische Wissenschaft steht noch ganz und gar im Zeichen der Technik. Die Individualisation des menschlichen Denkens hat schon sehr früh die Tatkraft der Magie zur Technik getrieben; die Furcht vor den Kräften der Natur erweitert sich zum Wunsche, diese zu benützen und wo nötig zu korrigieren; der Utilitarismus zwingt den Menschen zum Experiment, welches im alten Orient oft zu einer Art „expérialisme“ (S. 97), fast nie zum wissenschaftlichen Empirismus geführt hat (S. 429). Die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens bietet in den verschiedenen von Rey besprochenen Kulturkreisen ein ziemlich einheitliches Bild. Es bleibt im großen und ganzen immer noch rein analytisch und beschränkt sich mit einigen wenigen Ausnahmen noch fast ganz auf das Quantitative, auf Zahl und Maß. Es sind also an erster Stelle Arithmetik und Geometrie, dann die Astronomie, welche diese stark positivistisch geprägte Wissenschaft bilden. Die synthetische Physik fällt noch ganz dem Bereiche der Mythologie zu, während die kosmologische Metaphysik erst griechischem Boden entsprossen konnte. Die altorientalische Wissenschaft hat sich aus dem Utilitarismus herausgebildet in Anlehnung an die unmittelbare Nutzenanwendung des Alltagslebens und hat demzufolge fast nie irgendeine theoretische oder philosophische Grundlage gesucht. Der Geist der Wissenschaft im alten Orient konnte aprioristisch, nie aber transzendental werden: „science pure, positivité pure, parceque pratique et technique pures, parceque pragmatisme pur, parceque recherche de ce dont on a seulement besoin, et rien que cela“ (S. 330). Nur in Ägypten können wir die Spuren einer reinen positiven Wissenschaft in unserem Sinne des Wortes erwischen, wo neben der konkret-empirischen Medizin eine abstrakt-rationelle Mathematik sich ausgebildet hat; auch in Ägypten aber fehlt eben das zusammenfassende Einheitsprinzip des ganzen wissenschaftlichen Denkens, welches die enzyklopädische Kultur des Griechentums ermöglichte und im Osten vielleicht nur in der chinesischen Gedankenwelt vertreten war.

Neben der eingehenden Analyse der altägyptischen Mathematik des Papyrus Rhind (S. 205f.) und der Medizin des Papyrus Smith (S. 305f.), welche besonders zu erwähnen sind, verleiht eben die in kulturhistorischer Hinsicht fast philosophische Tendenz¹ diesem Buche den

1) Den Abschnitt über L'éveil de la pensée scientifique (S. 431 f.) möchte ich besonders erwähnen.

Reiz, der es weit über das Maß der heutigen Kompendienliteratur erhebt.

Contentau, Georges: Les Antiquités orientales. Monuments hittites, assyriens, phéniciens, perses, judaïques, chypriotes, araméens. Paris: Albert Morancé. (25 S., 54 Taf.) gr. 8°. = Musée du Louvre. Bespr. von Valentin Müller, Bryn Mawr, Pa.

Der vorliegende Band ist der zweite der OLZ 1929 Nr. 10 angezeigten Sammlung. Was dort über die Nützlichkeit des Unternehmens und die treffliche Ausführung durch Contentau Rühmliches gesagt worden ist, gilt auch von diesem Band. Allerdings wünschte man, daß er in zwei geteilt wäre, so daß etwa 100 und nicht nur 54 Tafeln für den gewaltigen behandelten Kunstbereich zur Verfügung ständen. Man sieht auch nicht recht ein, warum die Dame von Elche und kyprische Figuren aufgenommen sind, bei denen doch nur noch ein Minimum von orientalischem Gut vorhanden und das griechische das weit überwiegende ist. Vielleicht hätte auch die Zahl der vier teuren bunten Tafeln von den susischen Einzelreliefs, gegen die Bedenken vorliegen (Andrae, Archäolog. Anzeiger 1923/4, 103ff.), zugunsten anderer Denkmäler reduziert werden können. Aber man soll über eine notgedrungene Auswahl, die doch immer subjektiv bleiben muß, nicht allzuviel Worte verlieren; darum betone ich, daß man sich andererseits freut, eine größere Anzahl wenig abgebildeter Stücke zu sehen. Ich greife einige heraus: Kopf aus Djabbul, Statue aus Arslan Tasch (Syr. II 5. 26), Statuette des Assur-Dan, in dem ich aber lieber den ersten seines Namens als mit C. den zweiten erkennen möchte (vgl. meine demnächst erscheinende mesopotamische Kunstgeschichte), Stelen von Neirab, jüdische Ossuarien, zwei Stelen aus Umm-el-Amad, über die jetzt Ingholt (Kunstmuseums Aarsskript XIII—XV 84ff.) gehandelt hat, zwei Türsturze aus Byblos (Renan, Mission S. 32), 5 „phönikische“ Bronzestatuetten, Relief aus Dueur (Renan 57), die parthische Standarte R. Ass. V. Aus dieser Aufzählung dürfte die Nützlichkeit des Werkes für jede Bibliothek hervorgehen.

Schütz, Paul: Zwischen Nil und Kaukasus. Ein Reisebericht zur religionspolitischen Lage im Orient. München: Chr. Kaiser 1930. (VII, 246 S. m. Abb.) gr. 8°. RM 5.80; geb. RM 7.80. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Die Beziehung Orient-Occident soll hier aufgezeigt werden von der tatsächlichen religiösen Berührung, d. h. von der Mission her. Daß ihre Gebundenheit an politische Mächte gerade von missionarischer Seite selbst dargestellt wird, verleiht den tiefsten Ausfüh-

rungen erhöhtes Gewicht etwa gegenüber der Darstellung des Referenten (Zwischen den Zeiten IV, 1926, 420—44). Schütz' Urteil, vortragen in geistvollem Pathos, ist herber: die Kirche liege in der „babylonischen Gefangenschaft“ (201) der weltlichen Mächte; ihre Mission sei der „Jagdhund des Cäsars“, der ihn „vor- und zurückpfeifen“ könne (196, 228). Verhänglich ist nun aber der Versuch, die europäische religiöse Lage aufzudecken an einem Vergleich mit der orientalischen; im geistigen Hintergrund steht übrigens mehr das dem Verf. verwehrt gebliebene Reiseziel Rußland. Berührt werden folgende Religionen:

Judentum, und zwar das zionistische: da es vom „Westen . . . geschickt“ (224) ist, konnte es von dem westlichen Reisenden richtiger beobachtet werden.

Islam: einige heutige Strömungen sind angemessen gezeichnet (56f.), weniger die reformislamische. Das Aschurah-Fest soll den Jüngsten Tag bedeuten (179, 207)! Über die intimen Einzelheiten der vom Verf. mehrmals behandelten Frauenbeschneidung (67; vgl. Orient und Occident H. 2. S. 6) hat die erste Forschung keine Kenntnis.

Orientalisches Christentum: Anzuerkennen ist, daß Verf. ihm mehr gerecht zu werden sucht, als es noch jüngst aus Missionskreisen geschah. G. Simon, Mitglied der Missionskonferenz auf dem Ölberg 1928, für welche bei der Wahl des Konferenzortes sowie bei der dortigen Fragestellung die Ostkirchen besondere Bedeutung hatten, verschob den dogmatischen Ausgangspunkt des Monophysitismus und übersah unter dem Eindruck des augenfälligeren amerikanischen Missionsbetriebs vollständig die ersten stilleren Selbstbemühungen der Koptischen Kirche (s. Von den Höhen des Ölberges, herausg. von M. Schlunk, Stuttgart usw. 1928, 7f.). Aber wenn Schütz nach Besuch eines Gottesdienstes in der Markus-Kathedrale von Kairo (17ff.) dort die Kirche noch als „Volk“ findet und ihr die abendländische als „Sekte“ gegenüberstellt, so hat er nicht sehen können, wer vom Koptenvolk nicht am Gottesdienst teilnimmt. Denn wenn schon Krisis, dann ist — um nur bei diesem Beispiel zu bleiben — die der Kopten nicht geringer, und ihre heutige reichhaltige, vor Abgabe eines Urteils einzusehende Literatur bestätigt die Beobachtung aus persönlichem Verkehr, wie sehr sie selbst darum wissen. Simons Vorwurf auf völlige geistige Erstarrung war eine ungerechtfertigte Kränkung, Schütz' Lob ist eine Verhüllung des Tatsachenernstes. So bestätigen beide eine Erfahrung, welche ganz in der Richtung dieses Buches liegt, das mit westlichem Stolz gegenüber dem Osten aufräumen will: bei Kopten findet sich heute bessere Kenntnis über europäisches Christentum als umgekehrt. Nach dem Untertitel hätte man einen Hinweis auf die so kennzeichnende religionspolitische Lage der Kopten erwartet, und ähnlich zu Mesopotamien; hier erkannte Verf. (147, 218f.) klar eine politische Frage an den kurdischen Stützen dieses arabischen Staates; eine religionspolitische hätte sich zeigen lassen an den nestorianischen Assyrern als Soldaten für den leiblichen Nachkommen Muhammeds auf diesem Bagdader Thron — oder für den christlich-europäischen Landesherrn! Syrien hätte besonders Beiträge zum Hauptthema von der säkulargebundenen Mission liefern

können, da nicht nur die militärisch besiegte deutsche Mission ausgestoßen wurde, sondern auch die angelsächsische völlig rückläufig ist zufolge der politischen Vorherrschaft des romanischen Mandatars. Im übrigen enthält der Abschnitt über Syrien die wertvollsten Angaben, da hier J. Künzler vom amerikanischen Near East Relief mit schlichten Sachkennerworten durch Armenier-Hilfswerke führte im „Niemandland zwischen den Fronten“ (86). Aber also Ansiedlung der Märtyrerreste aus einem orientalischen Rassen- und Religionskrieg, dessen letzte Gründe auch Verf. in europäischer Politik erkennt, ausgerechnet auf der Rassen-, Sprachen- und Staatenscheide!

Jeziden: Hier versagte wohl Künzlers Dolmetscherkunst, nicht wegen sprachlicher Unzulänglichkeit bei der Übertragung aus dem Kurdischen, sondern wegen der Fremdartigkeit des Stoffes. Die deutsche Übersetzung von Ismails Katechismus bei A. Dirr in Anthropos XII—XIII (1917—18), 571—573 kann etwa einen Anhalt bieten dafür, was in dem Bericht hier (136ff.) gemeint sei. Begreiflich, daß sich der Stellvertreter des Mir-Haddsch herausredete, sie hätten „kein Gotteshaus“ (140, 5); Abbildungen stehen t. a. bei W. Bachmann, Kirchen und Moscheen in Armenien und Kurdistan (Leipzig 1913) Taf. 14—16. Das „Ur-Buch“ (gemeint ist wohl das *Kitāb-i-dschelweh*) und „das schwarze Buch“, über die Verf. geheimnisvolle Andeutungen macht (137), sind auch deutsch nachzulesen bei M. Bittner in Denkschr. KAWW phil.-hist. Kl. LV (1913) IV, 12ff. Es ist zu schade, daß die letzten Besucher ohne Vorkenntnis zum Sindschar kamen, ihre Berichte darum einen Rückschritt darstellen. Das gilt auch von den zwar weniger falschen, aber doch sehr mageren Beobachtungen von R. H. W. Epsom, The cult of the Peacock Angel with a Commentary of Sir Richard Carnac Temple (London 1928). So stammt denn das Beste, was gleichzeitig mit den vorliegenden Notizen über die Jeziden veröffentlicht wurde, wieder einmal vom Schreibtisch eines Mannes, der sie nicht besuchen konnte: G. Furlani, Testi religiosi dei Yezidi (Bologna 1930), hat die Schriften in ihrer Fragwürdigkeit und die Berichte ernsthafter Forschungsreisender gewissenhaft zusammengestellt.

„Weit entfernt davon“, am Orient „nur das Gute zu sehen“ (45), hat Schütz „aus der Distanz der Ferne“ (201) tief nachgedacht über Europa und Kirche. Aber seine z. T. bereits unter anderen Überschriften veröffentlichten urteilsvollen Sätze sind nicht Ergebnisse einer vergleichenden Forschung, sondern Stimmungsbilder aus einer Theologie der Krisis. Als solche finden sie wechselnde Beurteilung; begeisterte, auch im Ton dem Buche gleichförmige Zustimmung (s. Zwischen den Zeiten VIII, 445f.) und andererseits schwere Bedenken (vgl. Die evangelischen Missionen XXXVI, 239). Merkwürdig ist aber, daß solche Stimmen Für oder Wider, auch die letzteren, freihändig abgegeben werden ohne Nachprüfung der Beobachtungen, auf denen das Buch scheinbar beruht. Es dürfte sich letzthin also um kirchlich-theologische Fragestellung handeln, zu deren Würdigung Rez. sich nicht berufen fühlt, der aber nun versteht, warum sein eingangs angedeutetes Material aus der Missionskriegsliteratur eine

Erwiderung (Zwischen den Zeiten IV, 512ff.) auslöste, welche „die mögliche Kombination dieses Artikels mit dem Gedankenkreis“ einer bestimmten theologischen Haltung untersuchte, nur in einer Anmerkung eine Sachantwort auf den authentischen Stoff in Aussicht stellte, die dann nicht erschienen ist. Wie nun aber jene Erwiderung unter Berufung auf Matthäus V, 9 die ganze Missionskrise grundsätzlich in eine große Perspektive rückte, so bleibt auch das Buch von Schütz, vor allem der Ausklang: „Die streitende Kirche“ (237ff.), in seiner weiten Umschau und innerlichen Selbstbesinnung ernstlich beachtenswert, obgleich die einzelnen Ost Dinge — wir nannten nur Proben — zumeist falsch oder schief sind. Z. B. ruft Verf. in einer heute nicht ganz seltenen Anwendung aus: „Wo saßen eigentlich die Teufelsanbeter? Auf dem Sindschar oder in Berlin und in Chicago“? (143f.) Solche Bußpredigt wird nicht deswegen hinfällig, weil die Jeziden gänzlich verzeichnet sind, denn die geistreichende Anknüpfung an ihren Beinamen tut nichts zur Sache. So spiegeln nun zwar diese großzügig hingewetzten Thesen und die künstlerisch spannenden Impressionen die Religionen des Ostens nicht wider, bringen also keinen Beitrag zur Ostfrage einer westlichen Mission, der Selbstprüfung nicht in dem Maße unbekannt geblieben ist, wie es bei Schütz den Anschein hat. Aber der Wert und Reiz dieses eigenartigen Buches liegt auch viel weniger in den Einzelheiten des äußerlich Gesehenen als in der Fülle der inneren Gesichte und Meditationen dieser empfindsamen Reise.

Danzel, Theodor-Wilhelm: Dämonen, Symbole und heilige Türme. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. m. b. H. 1930. (34 S., 108 Taf.) gr. 8°. RM 10.—. Bespr. von Otto Dempwolff. Hamburg.

Es ist ein guter Gedanke, völkerkundliche Probleme nicht in langen Abhandlungen mit einigen Illustrationen auseinanderzusetzen, sondern sie in zahlreichen Abbildungen anschaulich vorzuführen und dazu nur einen kurzen Text zu schreiben.

Die Zeichnungen dieses Buches bringen weit mehr als der Titel verheißt. Es werden nicht nur die sakralen Stufenbauten (in Mesopotamien, Ägypten, Mexiko, Peru, Japan, China und Ozeanien), die Dämonen und Symbole von Sonne und Mond aus ungefähr allen Ländern der Erde vorgeführt, sondern auch Themen wie das der Drachen (in China, Babylon, Mexiko und Peru), der „Weltbilder“ und der „magischen Anatomie“ usw. behandelt.

Besser als viele Worte es tun könnten, zeigen diese Bilder, daß zu verschiedenen Zeiten und bei Völkern, die weit entfernt von einander beheimatet sind, eigenartige Ideen (Komplexe mythologischer Vorstellungen) maßgebend für ihre Handlungen — im vorliegenden Fall für ihre künstlerische Produktion — gewesen sind. Diese Tatsache vereinigt die mannigfachen Einzelprobleme zu dem bekannten

Hauptproblem der heutigen Völkerkunde: einmalige Konzeption einer solchen Idee bei einem vorzeitlichen Volke oder unabhängige Entstehung der gleichen Idee zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern. Verfasser lehnt es ab, die Frage zu beantworten, ob „Entlehnungen“ vorliegen. Er läßt aber durchblicken, daß er eine mehrmalige Konzeption der gleichen Idee annimmt. Denn er glaubt an eine „psychologische Deutung“, die auch dann zur Erklärung der erstmaligen Entstehung herangezogen werden müßte, wenn man in einzelnen Fällen Entlehnung vor sich hätte.

Mugler, Edmund: Gottesdienst und Menschenadel. Die sittliche Idee im Kampfe um ihre Selbstbehauptung innerhalb der israelitisch-jüdischen und christlichen Religionsgeschichte. III: Das Juden-Christentum und Paulus. (IV, 178 S.) 8°. IV: Die katholische Kirche und Meister Eckehart. (IV, 168 S.) 8°. Stuttgart: Frommanns Verlag 1930 31. Je RM 4.50; geb. RM 6.—. Bespr. von Hans Rust, Königsberg i. Pr.

Das dritte Buch¹ führt die Linie des ersten und zweiten Buches fort, muß aber, dem geschichtlichen Gange folgend, zuerst eine Nebenlinie durchlaufen, um dann erst auf die Hauptlinie zurückzulenken. Hatte das erste Buch den Gegensatz von sittlicher und kultischer Religion an dem Widerstreit von Propheten und Gesetz im AT dargestellt, so das zweite Buch denselben Gegensatz an dem Widerspruche Jesu gegen die Pharisäer. Wie aber im ersten Buche als Ergebnis des Kampfes der Mischtypus Ezechiels erscheint, so als Ergebnis des im zweiten Buche geschilderten Streites die Mischformen, welche sowohl durch den Namen des Paulus als auch durch dessen judenchristliche Widersacher bezeichnet werden. Beide Gegner haben dies gemeinsam, daß sich bei ihnen sittliche und kultische Religion mischen. Der Streit zwischen ihnen geht nur um eine Nebenfrage. Diese ist lediglich erzieherischer Art und betrifft das Maß der Geltung des Gesetzes im Urchristentum. Während Paulus für gänzliche Gesetzesfreiheit eintritt, glauben seine Gegner das Gesetz festhalten zu sollen, damit das Sittliche nicht in Gesetzlosigkeit zerflattert. Während aber bei den Judenchristen das Kultische in ihrer Gesetzlichkeit besteht, erblickt Mugler bei Paulus die Verkultung in dem Christglauben, welcher in den Mittelpunkt der paulinischen Religion rückt. Erst hiermit biegt die Nebenlinie wieder in die Hauptlinie ein. Denn dieser neuen Verkultung der Religion durch den Glauben tritt als Hauptgegner der Jakobusbrief gegenüber, indem er anstatt des bloßen Glaubens das sittliche Handeln in guten Werken fordert, wie es schon Jesus tat.

Hier wird deutlich, daß der Verf. seinen ganzen Gedankengang in einen viel zu engen Rahmen gespannt hat. Dies Bedenken kam mir schon beim

1) Vgl. OLZ 31, 708; 32, 760.